

Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 21 (1925)
Heft: 4

Artikel: Die alten Tanzepidemien und ihre Beziehungen zur Gegenwart
Autor: Morgenthaler, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-186849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und im Endkampf wenigstens noch dem bernischen Lorbeer-
kranz das blutigrot leuchtende Blatt von Neuenegg einfügen.

Soviel vom Essen und Trinken der alten Berner in Leid und Freud, in uralter und in fast noch greifbar naher Zeit. Der geneigte Leser wird zugeben, dass der Gegenstand, wenigstens historisch betrachtet, nicht ohne Reiz ist. Wenn ich mir zum Schluss noch eine Bitte gestatten darf, so ist es diejenige an unsere lieben Frauen und Jungfrauen am Herdfeuer, sich der vielgeschmähten Kochbücher etwas anzunehmen, sie nicht nach getanen Diensten kaltlächelnd zu verbrennen, sondern sie etwa einer Bibliothek oder einem Museum zu übergeben. Sie sind der Aufbewahrung würdig, denn auch sie sind ein kleines Stück Geschichte und wäre es auch nur diejenige der kulinarischen Verirrungen!

Die alten Tanzepidemien und ihre Beziehungen zur Gegenwart.

Von Dr. med. W. Morgenthaler, Bern.

(Nach einem Vortrag in der schweiz. Gesellschaft für Geschichte der Medizin.
Versammlung in Aarau am 10. August 1925.)

Wenn man die teilweise recht drastischen Schilderungen über die grossen Tanzepidemien des Mittelalters, die den Geschichtsschreibern und Sittenschildererern von jeher aufgefallen sind, liest, so bekommt der Unbefangene unwillkürliche den Eindruck, dass Vorfälle und Exzesse, wie sie bei der Tanzwut vorgekommen sind, heutzutage einfach unmöglich seien. Fängt man nun aber an exakt zu vergleichen, so stösst man bald auf grosse Schwierigkeiten. Nicht nur sind die einzelnen Chronisten von teilweise ganz anderen Gesichtspunkten ausgegangen, sondern die Erscheinungen selber sind auch da, wo sie genau beobachtet und richtig dargestellt zu sein scheinen, oft recht vieldeutig.

Gehen wir erst einmal die Nachrichten über die verschiedenen Tanzepidemien, wie Hecker *) sie mit grossem Fleiss

*) Hecker: Die Tanzwuth. Berlin 1832.

zusammengestellt hat, ganz kurz durch: Während einzelne behaupten, dass schon im 8. Jahrhundert Veitstanz usw. vorgekommen sei, stammt die erste noch sagenhafte Ueberlieferung aus dem Jahr 1021. Damals sollen nämlich bei einer Klosterkirche unweit von Bernburg in der Christnacht achtzehn Landleute, deren Namen zum Teil noch aufbewahrt sein sollen, durch tanzen und lärmten auf dem Kirchhofe den Gottesdienst gestört haben. Der Priester Ruprecht (der gleiche, der als Knecht Ruprecht jetzt noch in Kindererzählungen weiterlebt) soll diese Leute dann mit dem Fluche beladen haben, ein ganzes Jahr lang unablässig zu tanzen und zu schreien. Diese Verwünschung sei dann auch so vollständig in Erfüllung gegangen, dass die Betreffenden so lange hätten tanzen müssen, bis sie, bis an die Knie in die Erde versunken und ohne die ganze Zeit Nahrung zu sich genommen zu haben, endlich durch die Fürbitte zweier Bischöfe befreit worden seien. Sie sollen darauf in einen dreitägigen Schlaf verfallen sein. Vier von ihnen seien dann gestorben, die übrigen aber hätten zeitlebens ein Zittern der Glieder zurückbehalten.

Die verschiedenen Tanzplagen teilt Hecker dann ein mehr nach räumlichen und zeitlichen, als nach eigentlich medizinischen Gesichtspunkten. Er unterscheidet vier grosse Gruppen:

1. Den St. Johannistanz in Deutschland und den Niederlanden.
2. Den St. Veitstanz in Deutschland.
3. Den Tarantismus in Italien, und
4. Den Tigretier, die Tanzwut in Abessinien.

Der St. Johannistanz hängt wahrscheinlich, wenigstens dem Namen nach, ursprünglich zusammen mit dem Johannisfeuer, bei dem oft unter dem Mantel des biblischen Heiligen (wobei Johannes der Täufer mit dem Evangelisten Johannes immer wieder verwechselt und zusammengeworfen wurde) wilde, an alte heidnische Feste mahnende Tänze aufgeführt wurden. Es nützte nichts, dass die Kirche gegen die wilden Gebräuche und Ausschweifungen bei diesen Johannisfesten eiferte und das Anzünden der Feuer endlich ganz verbot. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten hat sich der Glaube erhalten, dass

Menschen und Tiere, die durch die Flammen oder den Rauch eines Johannisfeuers durchsprängen, das ganze Jahr durch vor Fieber und andern Krankheiten wie durch eine Art von Feuertaufe bewahrt würden.

Im Jahr 1374, nachdem kurz vorher die schwarze Pest mit all ihren Greueln über Deutschland hingegangen war, zu einer Zeit, wo durch Willkür und Fehden alle Bande gelockert waren, und nachdem im Februar durch grosse Ueberschwemmungen der Rhein- und Maingegenden weite Landstriche dem äussersten Elend preisgegeben waren, tauchten im Juli in Aachen und einen Monat nachher in Köln und Metz die ersten Johannistänzer auf. Die Tatsache, dass der Johannistag am 24. Juni gefeiert wird, und ferner der Umstand, dass die Tänzer in Köln beständig folgenden Vers sangen:

„Here sent Johann,

So So

Vrisch ind vro,

Here sent Johann.“

lassen auf den Zusammenhang der Johannistänzer mit dem Johannisfeuer schliessen. In Aachen schlossen sie sich zu Kreisen zusammen und tanzten stundenlang. Dabei sahen und hörten die einen nichts; andere halluzinierten, sahen den Himmel offen oder erzählten nachher, sie seien so hoch gehüpft, weil sie geglaubt hätten, sie wateten in einem Strom von Blut; dritte wieder sahen Geister und schrien deren Namen, oder sie krächzten. Sie tanzten dann, bis sie erschöpft niederfielen. Dann klagten sie über grosse Beklemmung und stöhnten, bis man ihnen den Unterleib mit Tüchern zusammenschnürte, worauf sie sich erholtet bis zum nächsten Anfalle. Statt des Einschnürens versetzte man den Leuten oft einfach Faustschläge und Fusstritte auf den Unterleib. Je nach Ort und Zeit waren die Erscheinungen recht verschieden. So begann an einigen Orten die Krankheit mit einem epileptiformen Anfall: Die Leute fielen bewusstlos und schwer atmend hin, hatten Zuckungen und Schaum vor dem Mund, sprangen dann auf und begannen mit unheimlichen Verzerrungen zu tanzen.

Etwa einen Monat später fing die Tanzsucht dann in Köln an, wo 500 und zugleich in Metz, wo sogar 1100 Tänzer die

Strassen angefüllt haben sollen. Während die Epidemie in den Rheinlanden nach etwa vier Monaten sozusagen erloschen war, breitete sie sich von Aachen über eine grosse Zahl von belgischen Städten aus und erlosch erst nach zehn bis elf Monaten.

Merkwürdig ist die in verschiedenen Ueberlieferungen immer wieder erwähnte Angabe, dass fast nur Arme tanzsüchtig geworden seien. Von den Leuten aus besseren Ständen hätten nur vereinzelte, und zwar solche mitgetanzt, die schon vorher überschwänglich oder sonst abnorm gewesen seien.

Die Behandlung bestand anfangs in dem erwähnten Einschnüren des Leibes und in Schlägen, ferner in Musik. Auch Kranke, die durch nichts anderes zu beeinflussen waren und wie leblos dalagen, sind wieder in Bewegung gekommen und haben zu tanzen angefangen, wenn sie die charakteristische Tanzmusik vernahmen. Sowie die Seuche aber einen grösseren Umfang annahm und die Tanzsüchtigen an einzelnen Orten verkündeten, dass sie jetzt dann immer mehr auch die Vornehmen ergreifen werde, und als sie sich gar in Verwünschungen gegen die Kirche ergingen, griff die Geistlichkeit energisch ein und bekämpfte sie zum Teil erfolgreich durch Beschwörungen.

Der St. Veitstanz trat 1418, also 44 Jahre nach dem Johannistanz, am 1. Oktober, in Strassburg als eigentliche Tanzplage auf. Der heilige Veit galt als Schutzheiliger gegen das Tanzen, weil er der Sage nach unmittelbar vor seiner Hinrichtung Gott gebeten haben soll, er möge alle diejenigen vor der Tanzplage bewahren, die seinen Tag feiern würden. Die Erscheinungen müssen teilweise ähnlich oder ganz gleich gewesen sein wie beim Johannistanz: Schwärme von Erregten und Tanzenden zogen Tag und Nacht durch die Gassen, begleitet von Spielleuten und bekümmerten Angehörigen, daneben auch von Neugierigen und dunklen Existenzien, die im Trüben zu fischen versuchten. Nach einiger Zeit griffen dann die weltlichen Behörden in sehr zweckmässiger, fast moderner Weise ein: Die Tänzer wurden nämlich in einzelne Haufen getrennt, denen man Aufseher vorsetzte. Diese mussten die Leute überwachen und verhindern, dass ihnen ein Leid ge-

schehe; auch mussten sie die Exzesse und Rohheiten zu zügeln versuchen. Und endlich wurden die Leute zur Kapelle des heiligen Veit nach Zabern gebracht. Dort wurden sie von Priestern in Empfang genommen, die durch Gottesdienst und andere Zeremonien auf sie einzuwirken suchten. Wenn sie dann am Schluss auf einem Umzuge um den Altar etwas opfer-ten, seien viele von der Krankheit genesen gewesen.

Die Aerzte scheinen sich lange Zeit gar nicht mit der Behandlung der Tanzsüchtigen befasst, sondern diese ganz der Kirche überlassen zu haben, da es sich um eine Teufelskrankheit handle. Erst im Beginn des 16. Jahrhunderts wurde auch der Veitstanz ärztlich untersucht. Einer der ersten, der sich damit beschäftigte, war Paracelsus. Dieser unterschied drei Arten von Veitstanz:

1. Die Vitista oder Chorea imaginativa oder Chorea aestimativa. Diese, die ursprüngliche Tanzplage, sei entstanden aus Einbildung.
2. Die Chorea lasciva sei entstanden aus sinnlichen Begierden.
3. Die Chorea naturalis oder coacta, sei entsanden aus körperlichen Ursachen. (Und zwar sollte in bestimmten Adern das Blut in Wallung gebracht, dadurch ein „innerer Kitzel“ verursacht und auf diese Weise Anfälle von berauschender Freude und Tanzsucht erzeugt werden.)

Während die grossen Epidemien meist nach einigen Wochen bis einigen Monaten erloschen, scheinen sich bis weit ins 17. Jahrhundert hinein periodische Tanzexzesse erhalten zu haben: Tage-, ja wochenlang vor dem Johannisfest (24. Juni) oder vor dem St. Veitstage (15. Juni) wurden die Leute von einer eigentümlichen Unruhe befallen, fühlten eine grosse Schwere im Körper und allerlei unbestimmte Schmerzen. Von Angst getrieben irrten sie ruhelos umher, bis sie sich endlich an der Stätte, d. h. bei einer der bekannten St. Veits- oder St. Johanniskapellen befanden. Andere begaben sich, sobald der Tag herannahte, von selber dorthin, um ihre unangenehmen Sensationen durch Exzesse los zu werden. Auf den betreffenden Tag wurden dann, wahrscheinlich durch Musik, Tanzanfälle ausgelöst, die ganz ähnlich verlaufen sein müssen

wie die älteren Tanzepidemien. Die einen glichen dabei mehr Verzückten und Ekstatikern, andere richtig Tobenden. Bei den einen war nach dreistündigem Tanzen der Anfall abgelaufen, wieder andere mussten tage- und nächtelang tanzen, bis sie völlig erschöpft zu Boden fielen. Nach diesen Anfällen sollen die Leute dann für ein Jahr lang sich wieder ganz wohl befunden haben, indem der Heilige sie eben vor der Plage schützte, allerdings nur bis zum Herannahen des nächsten Jahrestages, wo sie von neuem ihren Tribut bezahlen mussten. So sollen einige 20-, andere sogar mehr als 32mal an geweihter Stätte ihre Tanzanfälle abreagiert haben.

Ungefähr zur gleichen Zeit wie der Johannis- und Veits-tanz traten in Italien Tanzanfälle auf unter dem Namen des Tarantismus. Sie kamen zuerst vor in Apulien und sollen hervorgerufen worden sein durch den Biss der angeblich giftigen Erdspinne, der Tarantel. Als Tarantelbisse wurden dann allerdings nach und nach Bisse von allen möglichen Insekten, vor allem auch von Skorpionen, bezeichnet. Die dadurch von Erregungszuständen Befallenen hielten die Tarantati. Wohl ebenso wichtig oder wichtiger ist es, dass Italien zu den Zeiten, als diese Epidemien ausbrachen, ebenfalls schwer gelitten hatte und darniederlag: Von 1119 bis 1340 hatte die Pest in Italien nicht weniger als 16mal schwere Verheerungen angerichtet. Grossen Schrecken verbreiteten auch die Infektions- oder toxischen Krankheiten, schwere Blattern- und Masernepidemien, der Aussatz, das Feuer des heiligen Antonius und vor allem der schwarze Tod, der von 1347 bis 1350 grossen Schrecken verbreitete und das Volk schwer ängstigte und erschütterte. So konnte sich dann gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Tarantismus über die Grenzen Apuliens hinaus verbreiten. Wer je von irgendeinem Getier gebissen oder gestochen worden war, der war überzeugt, dass er entweder sterben oder aber in ein schweres seelisches Siechtum versinken müsse. Die Leute bekamen schwere Lähmungszustände, verloren das Augenlicht, das Gehör, die Sprache, und waren für gewöhnliche Reize unzugänglich. Sowie sie aber Musik hörten, besonders Flöte oder Zither, andere Trommel, Pfeifen oder Klarinetten, so erhoben sie sich, schlügen die Augen auf und

fingen anfangs langsam und dann immer rascher an zu tanzen bis zu wilden Sprüngen, die mit höchstem Aufwand aller Kräfte ausgeführt wurden. Verstummte die Musik plötzlich, so fielen die Leute oft ohnmächtig zusammen und lagen wie besinnungslos da, bis die Musik von neuem sie zum Tanze anregte. Durch die Ueberzeugung, dass das Gift der Tarantel durch Musik und Tanz im ganzen Körper verteilt und durch die Haut ausgetrieben würde, wurde die Therapie durch die Musik angeregt und unterhalten durch den Glauben, dass wenn auch nur die kleinste Spur des Giftes im Körper zurückbleibe, sich dieses dann immer wieder vermehre und dadurch neue Tanzanfälle auslöse, kam es zu ganz ähnlichen periodischen Erscheinungen wie beim Johannis- und Veitstanz; d. h. sobald die heissen Sommertage herankamen, wurde eine Anzahl früher Befallener wiederum trübsinnig und menschenscheu bis am Tage der Heilung, die nach und nach zu eigentlichen Volksfesten wurden, durch die Klänge der Tarantella die Tanzanfälle ausgelöst und dann wieder für ein Jahr zum Verschwinden gebracht wurden. Vereinzelte Anfälle von Tarantismus erhielten sich bis ins 18. Jahrhundert hinein, allerdings vielfach in gemässigter und teilweise veränderter Form, oft mehr als eine Art Erschlaffung mit nachheriger Erregung und meist nur in kleineren Kreisen.

Aehnliche Heilungen einzelner Tanzkranker durch Volksfeste und Musik teilt Hecker nach den Quellen von Pearce auch aus Abessinien mit. Nach dem Landstrich Tigré nennt er sie *Tigretier* oder auf äthiopisch *Astaragaza*.

Die spärlichen Nachrichten über die Tanzkrankheit in der Schweiz hat Martin gesammelt (Schweiz. med. Wochenschr. 1923, S. 470). Danach sind nur drei Nachrichten von Tanzkranken in der Schweiz bekannt. Und zwar nicht von Epidemien, sondern nur von einzelnen Leuten, zweimal in der Wasserkirche in Zürich in den Jahren 1428 und 1452 und einmal in einem Privathause in Basel etwa in den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts (s. auch: Martin, Geschichte der Tanzkrankheit in Deutschland. Zeitschr. des Ver. f. Volkskde. Berlin 1914).

Bei den verschiedenen Epidemien wird immer wieder erwähnt, wie neben der Musik auch Farben auf eine Anzahl der Tänzer sehr stark affektiv wirkten. Vor allem war es das Rot, das die einen in Wut brachte, so dass sie sich wie ein Stier auf rote Kleider stürzten und diese zerrissen, währenddem viele andere das Rot liebten, selber rote Tücher umlegten, Leute mit roten Kleidern inbrünstig umarmten und die Kleider küssten. Aehnlich wie auf die rote reagierten andere auf die gelbe, ja einzelne sogar auf die schwarze Farbe.

Und drittens war oft stark affektiv betont das Wasser. Während die einen von einer furchtbaren Wasserscheu gepackt waren, liebten andere das Wasser heftig, tanzten mit Gefäßen voll Wasser, indem sie die abenteuerlichsten Bewegungen machten, ohne auch nur einen Tropfen auszuschütten. Wieder andere wurden vom Wasser stark angezogen und stürzten sich in Seen und Flüsse, und dritte, besonders Tarantellatänzer, bekundeten eine grosse und unstillbare Sehnsucht nach dem Meer. Dort angelangt, versenkten sich die einen in den Anblick der blauen Fläche, während andere wieder sich blind hineinstürzten.

Soviel über die alten Tanzepidemien. Unter den verschiedensten Masken sind in allen möglichen Ländern und zu den verschiedensten Zeiten dann mehr lokale Tanz- und Springepidemien aufgetreten. Das ungemein reichhaltige Material über solche und ähnliche Erscheinungen, das Stoll gesammelt hat, kann hier auch nicht andeutungsweise angeführt werden. Die „Trembleurs des Cévennes“ im 17. Jahrhundert (bedrückte und verfolgte hugenottische Bauern), die bei den geheimen Zusammenkünften zu Boden stürzten, Zuckungen bekamen und dann in Ekstase gerieten; die Convulsionaires in Paris, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf dem Kirchhof Saint-Médard die tollsten Konvulsionsepidemien aufführten und die dann durch die „Grands secours“ in ähnlich drastischer Weise durch Stockschläge und Fusstritte behandelt wurden wie die alten Johannistänzer; die Jumpers, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts unter den englischen Methodisten bei Versammlungen anfingen zu springen, zu hüpfen und Konvulsionen zu bekommen, bis die ganze

Versammlung in wildeste Erregung geriet; die Camp-meeting in Amerika, wo bei religiösen Zusammenkünften unter freiem Himmel oft bei vielen Tausenden schwer abnorme Zustände ausbrachen mit Ohnmachten, Krämpfen, Springen und Rasen (einzelne zogen sich nackt aus und sprangen ins Wasser, andere gingen auf allen Vieren und bellten wie die Hunde, Frauen bekamen Fehlgeburten usw.); alles das sind nur einige ganz wenige Beispiele aus der grossen Masse der Nachklänge der mittelalterlichen Tanzepidemien.

Einzelne Fäden führen nun von den schweren Tanzepidemien des Mittelalters über die erwähnten und viele andern der verschiedenen Jahrhunderte und der verschiedenen Länder hinüber bis in unsere Zeit. Da sind vor allem zu erwähnen die Chorea und die Encephalitis. Bei den verschiedenen Beschreibungen der Tanzwut können wir nämlich mit grosser Wahrscheinlichkeit feststellen, dass es sich bei einzelnen der Tänzer sehr wahrscheinlich nicht nur um hysteriforme Ansteckung gehandelt hat, sondern dass infektiöse oder toxische Einwirkungen mitgespielt haben. Ganz so also wie bei vielen Veitstanzepidemien von heute, wo ja auch die erste Erkrankung eine infektiöse oder toxische, die Ansteckung aber dann eine rein psychische sein kann. Schon in der ersten Mitteilung vom Jahr 1021, die der Priester Ruprecht verursacht haben soll, wird mitgeteilt, dass die Leute nachher gestorben seien, oder aber zeitlebens ein Zittern behalten hätten. Auf encephalitisartige organische Erkrankungen lassen ganz besonders auch einzelne Schilderungen des Tarantismus schließen. Ja, es werden da sogar Symptomenkomplexe angegeben, die wir teilweise unverändert in eine Beschreibung unserer Encephalitis hinübernehmen könnten. So z. B.: „Entfärbung des Gesichts wie des ganzen Körpers, erschwerete Sprache, Zittern der Glieder, Frost, Traurigkeit, Kopfweh, Tränenfluss, Ubelkeit, Erbrechen, gereizter Geschlechtstrieb, Trommelsucht, Ohnmacht, Dysurie, Nachtwachen, Schlafsucht und Tod.“ (Hecker S. 31.) Oder in der Beschreibung von Matthioli: „Einige Gebissene verfielen in krankhafte Heiterkeit, so dass sie lange Zeit wachend und im Zustande übergrosser Reizbarkeit lachten, tanzten, sangen, andere dagegen wurden schlaf-

süchtig, die meisten aber fühlten Uebelkeit und litten an Erbrechen, andere zitterten beständig, auch sah man nicht selten völlige Raserei vom Tarantelbiss entstehen, des gewöhnlichen Trübsinnes und untergeordneter Erscheinungen nicht zu gedachten.“ (Hecker S. 38.) Auch Stimmlosigkeit, vorübergehende Blindheit, Schwindel, völliger Wahnsinn mit Schlaflosigkeit, häufiges Weinen ohne äussere Veranlassung usw. werden gemeldet.

Ueber das scheinbar kritiklose Zusammenwerfen von organischen, choreatiformen Infektionskrankheiten mit hysteriformen Erscheinungen durch rein psychische Ansteckung, hätten wir wohl vor einigen Jahren noch den Kopf geschüttelt oder es mit Nachsicht durch den damaligen Tiefstand der Diagnostik entschuldigt. Grade in den allerletzten Jahren sind wir aber durch die Encephalitis lethargica wieder in ganz ähnliche diagnostische Schwierigkeiten hineingeraten. Und grösste Irrtümer, vor allem Verwechslungen von beginnender Encephalitis mit konstitutionellen Anomalien, Hysterie, Erziehungsfehlern usw. sind im Beginn der Encephalitisperiode bei verschiedenen sonst nicht schlechten Diagnostikern vorgekommen. Die Encephalitis ist ausserdem ungemein interessant, indem sie uns eine ganze Reihe von Problemen, die für uns bisher noch in weiter Ferne standen, scheinbar in greifbare Nähe gerückt hat. Und zwar vor allem eben durch die eigentümliche Tatsache, dass Erscheinungen, die wir bisher als rein funktionelle, hysterische aufgefasst haben (bestimmte Charakterveränderungen, Unarten usw.), nun einwandfrei auf beginnende Encephalitis mit anatomischen Veränderungen im Gehirn zurückgeführt werden können.

Dadurch werden nicht nur ganz neue Probleme der Gehirndiagnostik, der Anatomie, Topographie, Physiologie und Psychologie aufgeworfen, sondern es ist weit über diese Grenzen hinaus das grosse Leib-Seelen-Problem, das uns durch die Encephalitis in ganz neuer Beleuchtung wieder gestellt wird.

Weitere Beziehungen zu den Tanzepidemien bilden ferner die eigentümlichen Springprozessionen, wie sie da und dort noch vorkommen, z. B. in Kevelar. Auch in Echternach (Luxemburg) findet alljährlich am Pfingstdienstag eine

Springprozession statt. Geführt von Geistlichen und begleitet von Musikanten zieht der Zug zu einer auf einem einsamen Hügel liegenden Kirche, die die Reliquien des heil. Willibrod enthalten soll. Es ist das ein alter Tanzheiliger, ähnlich dem St. Veit. Die Teilnehmer der Prozession bewegen sich, verbunden durch festgehaltene Tücher, in der Weise, dass sie immer drei Schritte vorwärts und zwei wieder zurück hüpfen. So wird nicht nur der ganze Weg durch die Ortschaft zurückgelegt, so geht es auch die 60 Stufen zur Kirche hinauf, und so geht's um den Altar herum, auf den jeder seine Spende niederlegt. Die Springprozessionen sollen ursprünglich Dankfeste gewesen sein für das Aufhören des Veitstanzes. Sehr wahrscheinlich sind sie aber auch der alljährliche Tribut an den Tanzheiligen, um dann für den Rest des Jahres von der Plage befreit zu sein. Und drittens endlich entsprechen diese Springprozessionen sicherlich einem bestimmten inneren Bedürfnis. Nur so lässt es sich erklären, dass an solchen Festlichkeiten, die ja für die jetzigen Generationen jeden tiefern Sinn verloren haben, auch heute noch bis zu 15,000 Leute teilnehmen.

Eine dritte Beziehung besteht in der eigentümlichen Tanzepidemie, die Deutschland im Winter 1918/19 unmittelbar nach dem Niederbruch durchgemacht hat: Während den alten Tanzepidemien Seuchen und viele andere Leiden vorausgegangen waren, war das deutsche Volk von 1914 bis 1918 durch den Krieg und die Aushungerung schwer erschüttert und in seiner Widerstandskraft geschwächt worden. Als nun statt eines Lohnes für all die unendlichen Leiden und die stillen Heldentaten des Durchhaltens der Zusammenbruch erfolgte, als jede Aussicht auf eine Besserung in absehbarer Zeit schwand, dagegen aber das Elend noch viel grösser wurde und dazu noch die Angst kam vor dem erbarmungslosen Sieger, da brach das Volk auch seelisch zusammen. Wohl müssen dabei schwere Ausbrüche von Verzweiflung, Depressionen, vermehrte Selbstmorde, ja eigentliche Psychosen vorgekommen sein. Zur Hauptsache aber erfolgte eine schwere Entladung der ungeheuren Spannungen ins Motorische. Deutschland fing, auf der tiefsten Stufe seines Leidenswegs angelangt, plötzlich wie wild an zu tanzen. Während bei den mittelalterlichen Tanzepide-

mien immer wieder betont wird, dass fast ausnahmslos nur die Armen davon ergriffen worden seien, die wohl unter der Verelendung am meisten gelitten und sich mit dem Druck am wenigsten auf andere Weise auseinanderzusetzen vermocht hatten, waren jetzt in Deutschland alle Volksschichten von zu oberst bis zu unterst von der Tanzwut ergriffen, eben entsprechend der Verzweiflung des ganzen Volkes. Und andererseits musste sich die Tanzsucht nicht mehr in der primitiven Weise des Mittelalters äussern, d. h. die Leute brauchten nicht mehr mit Spielleuten in den Gassen und auf öffentlichen Plätzen wild und regellos zu hüpfen, sondern es waren, entsprechend der höhern Organisation, Gelegenheiten genug vorhanden, um dem Tanzbedürfnis nach den allerverschiedensten Arten zu genügen: Von den höchsten Spitzen der Gesellschaft bis zu ihren tiefsten Niederungen, von den mehr harmlosen Tanzkränzchen bis zu den erotischen Nackttänzen und den krass sexuellen Dirnenbällen, von den mehr einfachen, primitiven Hüpfbewegungen, bis zu den unnatürlichsten, geziertesten und verdrehtesten Kunsttänzen. Wenn auf diese Weise auch die äussere Form eine etwas andere, weniger primitive war, so müssen dafür sicher die seelischen Grundlagen beim einzelnen und bei der Masse bei der Tanzepidemie von 1918/19 ganz ähnliche gewesen sein wie bei den mittelalterlichen Tanzexzessen. Der Unterschied liegt vor allem darin, dass bei der Epidemie vor 6 Jahren die Intensität der einzelnen Aeusserungen weniger stark, dass dafür aber ihre Extensität eine viel grössere gewesen ist als bei den mittelalterlichen Tanzexzessen.

Und endlich bestehen viertens sicherlich Beziehungen zwischen den alten Tanzepidemien und gewissen Arten von modernen Tanzproduktionen. Scheinbar handelt es sich nur um eine bloss äusserliche, entfernte Aehnlichkeit zwischen den beiden Erscheinungen. Im Mittelalter haben wir ja von innen hervorbrechende Affekteruptionen mit primitiven Verzerrungen und ohne jede bewusste Darstellungsabsicht. Bei den heutigen Tanzproduktionen aber handelt es sich um raffiniert gestellte Gruppen von tänzerisch durchgearbeiteten Körpern und Gliedern. Dringen wir aber tiefer, so sehen wir, dass auch bei den Tanzwütigen im Mittelalter sicher oft

die Darstellung ebenfalls eine Rolle spielte, indem nicht nur immer eine Menge von Zuschauern da war, sondern auch viele der Tanzkranken selber durch das Interesse der andern, durch Zurufe und vor allem durch die Musik angeregt, oft eigentliche Vorstellungen gaben. Und andererseits ist ja auch das Ziel des modernen Kunsttanzes die Befreiung auf dem Wege des Motorischen, eine Beherrschung und Befreiung des Körpers, eine Befreiung vor allem auch des Seelischen. Was dort als primitive Explosion momentane Erleichterung gewährt, wird hier in jahrelanger harter Arbeit als höchste Kunst errungen, die ihrem Träger dauernd befreiende Ausdrucksmöglichkeiten gewährt, wie wir sie früher kaum gekannt haben. Wir haben also in den mittelalterlichen Tanzepidemien und in gewissen Arten von modernen Kunsttänzen wohl einerseits zwei entgegengesetzte Extreme. Sie nähern sich aber in ihren äusseren Formen und sie schliessen sich andererseits auch in ihren Grundlagen wieder zusammen.

Meine Damen und Herren! Ich bin am Schluss meiner kurzen und lückenhaften Ausführungen. Verlockend wäre es, von hier noch einen Schritt weiter zu gehen zur Psychologie des extrem Motorischen, des Heftigen überhaupt, vor allem zur Psychologie des Exzessiven im allgemeinen. Die alten Tanzepidemien, die alljährlich wiederkehrenden Tanzanfälle, die Springprozessionen usw. sind nicht nur wüste oder groteske Kulturerscheinungen, sondern sie müssen auch, wie schon angegedeutet, etwas Befreidendes, Reinigendes gehabt haben. In primitiven, unbeholfenen Eruptionen wurde etwas zu erreichen versucht, was die hohe Tanzkunst der Gegenwart durch jahrelanges systematisches Training anstrebt. Eine solche reinigende, von Schlacken befreie Wirkung besitzt wahrscheinlich das Exzessive überhaupt, soweit es nicht nur einseitig zerstörend wirkt. Exzessives ist für gewisse Naturen wahrscheinlich etwas biologisch ebenso Notwendiges, wie für andere die Regelmässigkeit. So falsch es natürlich wäre, der Masse die Notwendigkeit der Exzesse zu predigen, ebenso falsch ist es, in einseitiger philisterhafter Weise gegen alles Exzessive zu eifern und es als Erbübel vom Erdboden ganz vertilgen zu wollen. Gerade die bedeutendsten, beweglichen, rhythmischen

Menschen neigen zum Exzessiven und haben nicht selten gelegentliche grössere und kleinere Exzesse zur Produktivität direkt nötig. In ähnlicher Weise ist auch bei den Massen das Exzessive oft etwas Naturnotwendiges. In gewöhnlichen Zeiten genügen gelegentliche Volksfeste oder alljährliches tolles Fastnachtstreiben. In ausserordentlichen Zeiten aber können auch viel stärkere und wildere exzessive Reaktionen vorkommen als gewöhnlich. Rhythmische motorische Entladungen, wie es die Tanzepidemien der alten und neuen Zeit sind, sind aber verhältnismässig harmlose Exzesse, die der einsichtige Staatslenker nicht einfach unterdrücken, sondern in richtige oder wenigstens nicht antikulturelle Bahnen lenken und als Sicherheitsventile benützen soll.

Die Häuser der Stadt Bern im Jahr 1798.

Ergänzende Mitteilungen zu Seite 1—24 des ersten Heftes.

Von A. Fluri.

Von Freund H. Morgenthaler wurde ich auf einen Aktenband des Stadtarchivs aufmerksam gemacht, der zu meinem im ersten Heft erschienenen Artikel wertvolle Ergänzungen enthält und zwar sowohl über die erste Numerierung der Häuser und die Benennung der Gassen, als über die Zahl der Häuser und ihre Verwendung zu Quartieren für Feind und — Freund. Wir finden in dem Band:

1. die Aufforderung Schauenburgs zur sofortigen Numerierung der Häuser;
2. den von der Munizipalität dem Maler Diwy gegebenen Auftrag, die Häuser zu bezeichnen, vom 31. März 1798;
3. einen Rapport über das Maximum der Einquartierung, vom 28. April 1798;
4. einen Rapport über die Namen der Gassen, vom 29. Mai 1798;
5. den Beschwerdebrief Königs über den Maler Hemmann, vom 1. Juni 1798;
6. einen Etat der oberkeitlichen und andern Häuser der Stadt.